

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 36 (2023)
Heft: 5

Artikel: "Ich habe mich stets gegen Vereinfachungen zu wehren versucht"
Autor: Bächtiger, Marcel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1050332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich habe mich stets gegen Vereinfachungen zu wehren versucht»

Kaum jemand kennt die Schweizer Architektur der 1980er- und 1990er-Jahre so gut wie Martin Tschanz. Er plädiert dafür, die Vielfalt der Perspektiven im Blick zu behalten.

Text:
Marcel Bächtiger
Foto:
Anne Morgenstern

Der Schweizer Heimatschutz hat eine neue Kampagne lanciert. «Schweizer Baukultur 1975–2000» soll den Bauten aus dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts zu mehr Aufmerksamkeit und Wertschätzung verhelfen. Zunächst mag man sich fragen, ob das überhaupt notwendig ist: Gilt die Schweizer Architektur zwischen 1975 und 2000 nicht als internationale Erfolgsgeschichte? In den 1990er-Jahren wurden Namen wie Herzog & de Meuron, Gïgon Guyer, Diener & Diener, Peter Zumthor und Meili Peter zu Aushängeschildern einer gefeierten «Swiss Architecture», ihre Bauten geniessen noch heute weltweit Wertschätzung. Ob aber damit schon alles erzählt ist, darf bezweifelt werden. Einer, der es wissen muss, ist der Architekturhistoriker, Kritiker, Ausstellungsmacher und Hochschuldozent Martin Tschanz (57). Seit Beginn der 1990er-Jahre begleitet er mit seinen hellsichtigen Texten die Schweizer Architektur, erst als Redaktor bei «Archithese» und «Werk», später als freier Autor. 1998 richtete er am Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt die Ausstellung «Architektur im 20. Jahrhundert: Schweiz» aus.

«Architektur im 20. Jahrhundert: Schweiz» war eine prestigeträchtige Ausstellung. Dazu erschien ein gewichtiger Katalog, der schnell zum Standardwerk avancierte. Wie bist du als junger ETH-Assistent dazu gekommen, eine solche Ausstellung zu kuratieren?

Martin Tschanz: Ursprünglich war die Ausstellung so aufgeleitet, wie man sich das vorstellt. Es gab ein Gremium, und darin waren alle wichtigen Institutionen und Regionen mit ihren starken Figuren vertreten: Aurelio Galfetti, Ulrike Jehle, Werner Oechslin, Martin Steinmann, Bruno Reichlin. Aber dieses Gremium konnte sich nicht auf ein Ausstellungskonzept einigen. Wie ich im Nachhinein hörte, gab es die Idee, die Schweizer Architektur anhand eines einzigen Bauwerks darzustellen, sie über ein fundiert analysiertes Objekt «auf den Punkt» zu bringen. Eine sehr zeittypische Vorstellung. Man kann sich allerdings denken, warum das nicht funktionierte. Denn welches Gebäude sollte das sein? Und wer sollte es auswählen? Als das Datum der

Vernissage näherrückte, aber noch immer keine Ausstellung in Sicht war, zog Wilfried Wang, der damalige Direktor des Deutschen Architekturmuseums, die Reissleine.

Und dann kamst du ins Spiel?

Ja, Wilfried Wang fragte mich an. Ich war zuvor Redaktor bei «Archithese» gewesen und hatte die Schweizer Architektur schon seit einiger Zeit als Kritiker begleitet. Ausserdem war ich am ETH-Institut für Geschichte und Theorie Assistent von Wang, als er dort für kurze Zeit unterrichtete. Er kannte mich also und wusste dank meiner Artikel in der «Archithese», dass ich mich in der Schweizer Architekturszene auskannte. Auch die verschiedenen Player im Gremium konnten sich offensichtlich auf mich als quasi neutrale Person einigen. So stellten wir innerhalb von nur einem halben Jahr eine Auswahl beispielhafter Schweizer Bauten aus dem 20. Jahrhundert zusammen, recherchierten, schrieben und brachten die Ausstellung und den Katalog noch rechtzeitig ins Trockene. Möglich war das natürlich nur dank der grossen Unterstützung durch viele Freunde und Kolleginnen.

Die Ausstellung fand statt, als die Schweizer Architektur sich auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs befand.

Herzog & de Meuron und Peter Zumthor etwa waren internationale «Stars» geworden. Was hat die damalige Schweizer Architektur ausgezeichnet?

Sicher eine gewisse Seriosität. Man nahm die Dinge ernst, verbat sich das Oberflächliche und das Modische. Selbst die Beschäftigung mit Oberflächen ging in die Tiefe. So konnten grossartige Bauten wie Herzog & de Meurons Ricola-Schaulager und Peter Zumthors Kapelle Sogn Benedetg entstehen, die über die Landesgrenzen hinaus auf Interesse stiessen. Der neuen Deutschschweizer Architektur gelang es, eine eigene Position zu formulieren, unabhängig von den internationalen Strömungen der Postmoderne oder des Dekonstruktivismus, wie es schien. Rückblickend stellt man natürlich fest, dass diese Darstellung etwas vereinfachend ist, denn Diener & Diener beispielsweise verfolgten Venturi, Scott Brown offensichtlich mit Interesse und Begeisterung. Wenn man bei den verschiedenen Protagonisten der 1980er- und 1990er-Jahre eine verbindende Qualität ausmachen wollte, dann wäre es wohl die Überzeugung, dass Architektur immer auf dem Bauen beruht, dass Wirkung und Erscheinung mit →



Kritischer Chronist: Architekturhistoriker Martin Tschanz in seinem Atelier in Zürich



« Voll und hohl bilden eine Kippfigur. Wie Vacchini und Galfetti aus dem schemenhaften Typ eine vielschichtige lebendige Schule schöpften, inspiriert mich bis heute. »

Adrian Streich (56) über die Scuola Media in Losone (Livio Vacchini und Aurelio Galfetti, 1974)

Foto: Adrian Streich



« Mit der Vorstellung, dass in der Architekturgeschichte ein unerschöpflicher Fundus an Archetypen vorhanden ist, begegnete mir im ersten Semester des Architekturstudiums die Casa Rotonda von Mario Botta. Sie vereinte in sich viele meiner jungen architektonischen Wertvorstellungen – allen voran: klare Formen, einfache Struktur, charaktervolle Räume und schöne Materialität. »

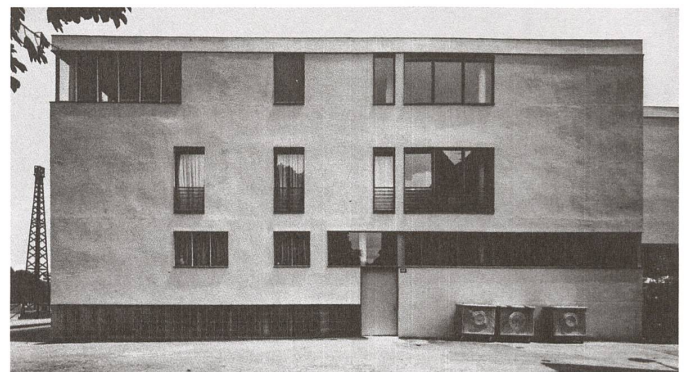
Erika Fries (55) über die Casa Rotonda in Stabio (Mario Botta, 1980) Foto: zVG



« Diese innere Fassade, geometrisch sehr präsent, festlich, kontrastreich und schimmernd, bildet einen stabilisierenden, rigiden Rahmen, wie wir ihn aus dem Gang durch konventionelle Städte kennen. Der vielgliedrige Raum erhält dadurch einen spezifischen Charakter, wird zum Ort. Das muss einem in einer Ladenpassage erst einmal gelingen! »

Philipp Esch (54) über den Umbau des Hauptbahnhofs Zürich (Trix und Robert Hausmann, 1987–1991)

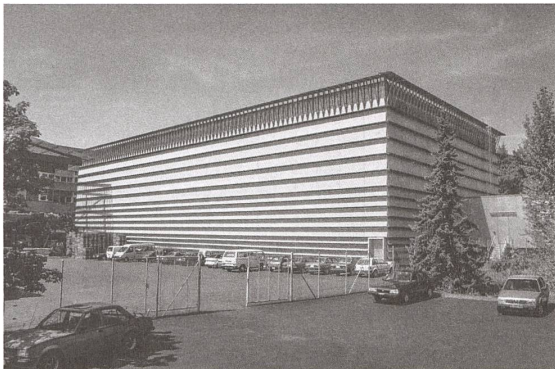
Foto: Werner Huber



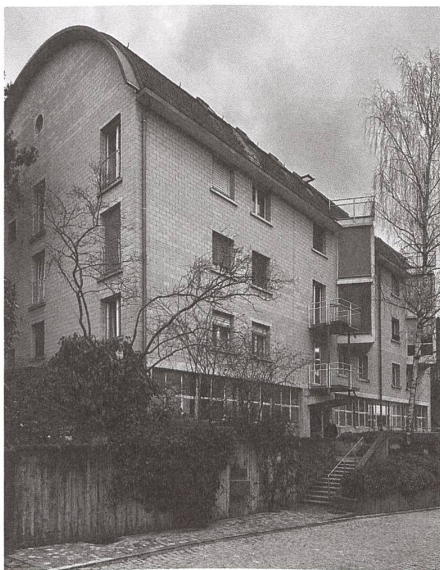
« Wenn zirkuläres Bauen und Re-Use heute oft plakativ die bunte Collage-Technik eines «Anything Goes» neu entdecken und feiern, könnte das Ensemble am St.-Alban-Tal modellhaft darauf hinweisen, wie der präzise Realismus einer eher filmischen Montage-technik die Stadt und ihre Fragmente ebenso mehrdeutig wie nachhaltig weiterbauen kann. »

Ingemar Vollenweider (58) über die Wohnhäuser St.-Alban-Tal in Basel (Diener & Diener Architekten, 1986)

Foto: Werk, Bauen + Wohnen



« Viele Themen, die in der Luft lagen, hatten sich hier zu etwas Neuem kristallisiert. Es war eine Explosion in meinem Kopf ... Die Entdeckung der damaligen Schweizer Architektur beweg mich zum Umzug nach Zürich, um an der ETH ein Nachdiplomstudium zu absolvieren. »
 Carlos Rabinovich (61) über das Ricola-Lagerhaus in Laufen (Herzog & de Meuron, 1987) Foto: Carlos Rabinovich



« Ich lebe seit zwölf Jahren in diesem Haus. Beim Blick durch die mintgrünen Fensterrahmen verstärkt das künstliche Mint das natürliche Grün der umliegenden Bäume. Unverkennbar hat dies unsere Arbeit beeinflusst. »
 Oliver Lütjens (50) über das Haus am Russenweg 26 in Zürich (Roland Gross, 1988) Foto: Oliver Lütjens

→ Materialität und Konstruktion zu tun haben, überdies mit dem Spezifischen von Ort und Aufgabe. Aber das ist eigentlich nichts Neues, sondern hat im schweizerischen Kulturraum eine lange Tradition.

Schaut man den Ausstellungskatalog zu «Architektur im 20. Jahrhundert: Schweiz» an, fällt auf, dass deine Auswahl der neuen Deutschschweizer Architektur sehr viel breiter ausfällt als der gängige Kanon der Schweizer Spitzenarchitektur.

Martin Tschanz: Das war eine bewusste Setzung. Die These, die der Ausstellung zugrunde lag, war, dass Schweizer Architektur im Wesentlichen eben keine Spitzenarchitektur und schon gar kein «Brand» ist, sondern eher eine breite Baukultur auf hohem Niveau, mit ganz vielen unterschiedlichen Architektinnen und Architekten. Sofern man überhaupt nationale Unterschiede bemühen will, liegt die Besonderheit der Schweiz meiner Meinung nach in der föderalistischen Struktur, die sich auch in der Baukultur niederschlägt. Die Architektur der Schweiz wird nicht von wenigen Einzelfiguren geprägt, sondern von vielen verschiedenen Akteuren. Dieser Überzeugung war ich damals, und ich bin es immer noch. Deshalb legten wir fest, dass pro Büro nur ein Bauwerk in den Katalog kommen sollte, unabhängig davon, wie viel das Büro gebaut hat.

Ein Konzept, das automatisch eine gewisse Heterogenität hervorgebracht hat.

Ja, und es ermöglichte die Aufnahme von jüngeren Architektinnen und Architekten. So waren beispielsweise Margrit Althammer und René Hochuli vertreten, deren Produktionsgebäude für die Uhrenfabrik Corum ich wirklich aufregend fand, ebenso relevant wie die Werke der bekannten Namen. Es ist auch kein Zufall, dass wir mit La Congiunta ein Gebäude von Peter Märkli aufs Cover setzten. Märkli war zwar in den damaligen Diskurs eingebettet, besetzte aber doch eine eigenständige und eigenwillige Position. Auf dem Rückcover waren übrigens die Doldertalhäuser abgebildet, im Hintergrund eine Schule, die von Devanthery & Lamunière stammte. Dazu kam das Kantonsspital Zürich, eine Deutschschweizer Kollektivarbeit. Und auf dem Buchrücken die Indi-Leuchte von Sigfried Giedion, diesem internationalen Netzwerker. Der Buchumschlag war also bereits ein programmatischer Hinweis: Es gibt neben den weltweit bekannten Bauten noch anderes, was interessant ist.

Blenden wir noch etwas weiter zurück: Du selbst hast in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre an der ETH studiert. Das war die Zeit, als sich die Gruppe von Deutschschweizer Architekten formierte, die wenig später international erfolgreich werden sollte. Was hast du davon mitbekommen?

Einige von ihnen arbeiteten damals als Assistenten. An der Schule waren sie sehr präsent, laut und selbstbewusst. Wir nahmen sie also sehr deutlich wahr. Man darf aber nicht vergessen, dass es gleichzeitig auch andere Figuren und Positionen gab: Franz Oswald, der zu meiner Zeit Departementsvorsteher war, lud Frank Gehry, Zaha Hadid oder Alvaro Siza zu Vorträgen ein. René Furrer holte die Welt in den Hörsaal. Alexander Henz lehrte sozialen Wohnungsbau. Und Hans Kollhoff, bei dem ich selbst studierte, stand damals noch nah bei Rem Koolhaas.

Dennoch gelang es den jungen Deutschschweizern bald, sich als dominante Stimmen im Diskurs zu positionieren. Blickt man in die damaligen Publikationen, fällt auf, wie Praxis und Kritik sich gegenseitig bekräftigten. Mit Martin Steinmann als angesehenem Architekturtheoretiker und -kritiker besass die Generation ein Sprachrohr, das ihre Bauten intellektuell deutete und legitimierte. →

→ Das war sicherlich eine glückliche Situation. Aber diese monopolartige Konstellation hat sich schnell wieder relativiert. Das lässt sich an der Geschichte der «Archithese» verfolgen: Bis 1986 leiteten Martin Steinmann und Irma Nosedá das Heft und räumten den jungen Deutschschweizern viel Platz ein. Als sie entlassen wurden, gab es lauten Protest und Boykottaufrufe. Nochmals sechs Jahre später, als unser Team die «Archithese» übernahm, war die Stimmung schon viel entspannter. Die Gruppe war nicht mehr so homogen wie am Anfang, die verschiedenen Protagonisten folgten bereits unterschiedlichen Interessen.

Aber Martin Steinmanns Texte spielten weiterhin eine wichtige Rolle?

Sie waren intern wichtig für das Selbstverständnis einer Generation und trugen nach aussen zur Gruppenbildung bei. Steinmann hat es immer wieder geschafft, etwas in Worte zu fassen, das zwar in der Luft lag, aber noch nicht formuliert worden war. Das zeigt sich zum Beispiel in seinem Text «Forme forte» von 1994, der die Verlagerung des Interesses, weg von Zeichen und Bedeutung, hin zur sinnlichen Wirkung von Bauten, beschrieb. Oder im Text «Die Gegenwärtigkeit der Dinge» von 1991, in dem erstmals die Nähe der neuen Deutschschweizer Architektur zur bildenden Kunst verhandelt wurde.

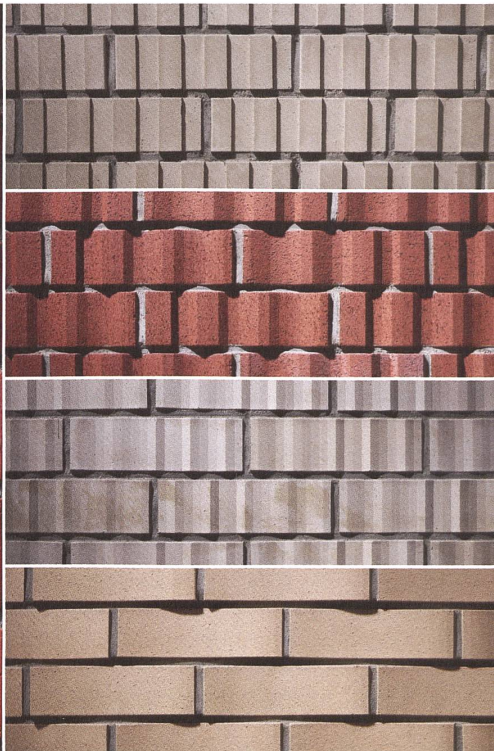
In diesem Text wird einleuchtend dargelegt, wie die Schweizer Architektur über die Beschäftigung mit der bildenden Kunst – insbesondere mit der Minimal Art – wieder zum Interesse an der Architektur als Wahrnehmungsobjekt gefunden hat.

Die Frage ist einfach, ob das stimmt. Die Architekturen von Burkhalter und Sumi oder von Meili Peter mit ihrem ausgeprägten Konstruktionsinteresse lassen sich zum Beispiel kaum über ihren Bezug zur Kunst erklären. Und

auch Roger Dieners Bauten verfolgten in dieser Phase meines Erachtens andere Ziele. Andererseits hat Hans Kollhoff schon zu meiner Studienzeit systematisch «starke Formen» untersucht, ohne dabei die Minimal Art zu bemühen. Oder denken wir an die Ausstellung «Monolithic Architecture»: Das Thema war spätestens seit Jean Nouvels elektrisierendem Entwurf für die Oper in Tokyo auf dem Radar. Trotzdem: Steinmanns Gedanken haben vieles in Gang gesetzt, auch bei mir. Und bei der jüngeren Generation von Architekten sowieso. Valerio Olgiati wäre wohl nicht denkbar ohne Steinmann. Aber genauso wenig ohne Livio Vacchini oder Miroslav Štik.

Hat Martin Steinmanns Idee der «Forme forte» nicht auch das internationale Label Swiss Architecture vorbereitet, das man in den 1990er-Jahren in Verbindung brachte mit minimalistischen und abstrakten Baukörpern?

Er hat damit sicher etwas auf den Punkt gebracht. Aber für ein gesamtheitliches Bild der 1990er-Jahre müsste man auch andere Stimmen berücksichtigen. Als die minimalistische Schweizer Architektur international Furore machte, schrieb Kurt W. Forster, damals Kunstgeschichtspräsident am Architekturdepartement der ETH, bereits sehr despektierlich über die «Swiss Boxes». Ich selber versuchte, in der Zeitschrift «Archithese» die Haltung einer nachfolgenden Generation zu beschreiben, und verwendete dafür den Begriff des Pragmatismus: Jüngere Büros wie EM2N, so beobachtete ich, interessierten sich nicht für die Verklärung der Architektur als Körper. Sie wollten sich lieber mit den Bedingungen des Alltags und der Ökonomie auseinandersetzen. Rem Koolhaas war da zweifellos wichtiger als Steinmann. Anders gesagt: «Forme forte» war schon damals nur eine Position unter vielen.



Ein Gemeinschaftsprojekt, mitentwickelt von und basierend auf einer Idee der HSLU, mitfinanziert durch Innosuisse.

keller-unternehmungen.ch/kelestosigna

Der erste Eindruck zählt. Das gilt für Fassaden erst recht. Haben wir uns mit Fassadensystemen einen einzigartigen Namen gemacht, so sind wir auch in Sachen Innovation traditionell stets vorne dabei. Mit **kelesto Signa** Fassaden setzen wir einmal mehr ein Ausrufezeichen für prägende Charakteristik am Bau und eröffnen damit ganz neue Perspektiven.



Könnte man dies als Grundintention deiner Arbeit als Redaktor und Kurator beschreiben: die Vielfalt der Positionen sichtbar zu machen?

Jedenfalls habe ich mich stets gegen Vereinfachungen zu wehren versucht. Bei Lichte besehen – und das schreibe ich auch schon im Ausstellungskatalog von 1998 – hatten ja selbst die «Stars» der Deutschschweizer Architekturszene wenige Gemeinsamkeiten. Meili und Peter mit ihrem Interesse an Tektonik, die Abstraktion von Diener & Diener, die Bildhaftigkeit von Herzog & de Meuron, das Atmosphärische bei Peter Zumthor – das sind fundamental unterschiedliche Denkart. Erstaunlich eigentlich, dass es überhaupt gelang, sie unter einem Label zusammenzufassen.

Erfolgreich war nicht nur das Label Swiss Architecture, erfolgreich war auch das Narrativ, wonach die Schweizer Architektur sich zuvor in einer tiefen Krise befunden hatte. Erst durch Aldo Rossis Auftritt an der ETH in den 1970er-Jahren und durch das Wirken seiner Schweizer Schüler – eben Marcel Meili, Jacques Herzog, Pierre de Meuron und anderer – habe sie zu neuer Relevanz gefunden. In deiner aktuellen Ausstellung «Sprengkraft Raum: Architektur um 1970» wird diese Erzählung kritisch hinterfragt.

In dieser Ausstellung, die ich gemeinsam mit Andri Gerber konzipiert habe und die jetzt im Mai im Zürcher Architekturforum zu sehen ist, zeigen wir, dass auch die Vorgängergeneration, die um 1970 tätig war, höchst aufregende Architektur geschaffen hat. Anders, als landläufig behauptet wird, drehte sich in den 1970er-Jahren nicht alles um Soziologie, und Aldo Rossi war nicht der einzige Professor an der ETH, dem etwas an den innerarchitektonischen As-

pekten des Architekturmetiers lag. In der Schweizer Architektur der 1970er-Jahre gab es zum Beispiel ein bemerkenswertes Interesse am Raum, das dann in den 1980er- und 1990er-Jahren vom Interesse am Bild verdrängt wurde.

Das hört sich fast schon nach einer bedauernswerten Entwicklung an.

Es sind einfach Pendelbewegungen. Jede Generation springt dort ein, wo sie eine Lücke sieht, wo sich neue Möglichkeiten auftun. Und dafür gibt sie etwas anderes auf. Für praktizierende Architektinnen und Architekten sind Abgrenzungsbewegungen und Positionsbezüge wahrscheinlich notwendig, um produktiv werden zu können. Für jemanden wie mich, der die Architektur kritisch begleitet, ist eine solche Verengung des Blicks nicht möglich. Es gibt kein Richtig oder Falsch. Und es gibt auch keine Jahrzehnte mit ausschliesslich guter oder schlechter Architektur – weder in den 1970er-, noch in den 1980er-, noch in den 1990er-Jahren. ●

Hochparterre-Serie: «Baukultur 1975–2000»

Der Schweizer Heimatschutz widmet sich dieses Jahr schwerpunktmässig den Bauten, die zwischen 1975 und 2000 entstanden sind. Welche Gebäude von damals haben heute tätige Architektinnen und Architekten in ihrer Karriere besonders geprägt? Wir haben nachgefragt und veröffentlicht ihre Reflexionen siehe Seite 42/43 in loser Folge auf unserer Website.

www.hochparterre.ch

GEMEINSAM ZUKUNFTSAREALE TRANSFORMIEREN – MIT INTEGRIERTEN ENERGIELÖSUNGEN VON IWB

Publireportage

Als Energieversorgerin mit Fokus auf erneuerbare Energien und einem ausgeprägten Bewusstsein für Klimaschutz, setzt IWB auf intelligente und effiziente integrierte Energielösungen. Wieso bieten integrierte Energielösungen einen Mehrwert?

Viele Menschen wollen klimafreundlich leben, wohnen und arbeiten – nicht erst in der fernen Zukunft, sondern möglichst heute. Integrierte Energielösungen machen es ihnen möglich. Sie verbinden die Möglichkeiten von erneuerbarer Energie, Elektromobilität und smarter Vernetzung. Sie sind effizient und wirtschaftlich, zudem sorgen sie für Versorgungssicherheit. Ob im Wohnareal oder in einer einzelnen Immobilie: Willkommen im nachhaltigen Leben.



Westfeld-Areal: Das Leuchtturmprojekt von IWB für integrierte Energielösungen

Areale und Immobilien werden modern und klimafreundlich

Wer heute baut oder saniert, muss diese Frage klären: Wie wird ein Objekt klimafreundlich? Integrierte Energielösungen stellen die Antwort auf diese Frage ins Zentrum. Indem sie verschiedene erneuerbare Energieträger intelligent kombinieren, stellen sie einerseits Strom, Wärme und Mobilität mit minimalen CO₂-Emissionen zur Verfügung, andererseits garantieren sie maximale Effizienz und Versorgungssicherheit.

IWB Energiemanagement System

Für die Planung und den Betrieb von Arealen und Immobilien nutzt IWB ein intelligentes Energiemanagement System. Das IWB Energiemanagement System vernetzt und kombiniert einzelne Energielösungen und Dienstleistungen. Herzstück ist eine Hard- und Software, die wir gemeinsam mit Partnern entwickelt haben.

Dank des IWB Energiemanagement Systems können Erzeuger und Verbraucher einfach zusammengeschlossen, individuell konfiguriert, intelligent gesteuert und verwaltet werden. Perfekt ineinandergreifende Komponenten holen das Maximum aus dem dezentral erzeugten Strom heraus. Dabei optimiert die Plattform nicht nur einzelne Erzeuger und Verbraucher, sondern das ganze System. Immer mit dem Ziel den Energieverbrauch zu verringern, die Wirtschaftlichkeit zu erhöhen und die Emissionen zu senken.

iwb von natur aus klimafreundlich

Ihr Partner für integrierte Energielösungen

 IWB ist ein Verlässlicher Partner von Investoren, Bauherren, Architekten und Planern und begleitet sie von der ersten Idee bis zur Fertigstellung eines Gebäudes oder eines Areals. Dank unserer langjährigen Erfahrung und Expertise können wir auch komplexe Projekte effizient und ressourcenschonend umsetzen.

Erfahren Sie mehr über unser nachhaltiges Energiemanagement und integrierte Energielösungen.



iwb.ch/zukunftsareale